

HIER SCHWANKT'S

Suzann-Viola Renninger

20

Passiert es Ihnen auch manchmal, dass Ihnen beim Lesen von Dichtung oder Prosa schwindlig wird? Dass Sie an den Zeilen gewissermaßen abrutschen und das Gefühl haben, ins Leere zu fallen? Oder dass Sie nach einiger Zeit gar zu delirieren anfangen? Falls ja, dann kann das ein gutes Zeichen sein, denn im Delirium, so sieht es Gilles Deleuze, treibt die Literatur die Wörter von einem Ende des Universums zum andern und erreicht ihr letztes Ziel: die Freilegung von Lebensmöglichkeit.

Es ist keine nebensächliche Aufgabe, die da von der Literatur geschultert werden muss, und es fragt sich, ob wir gute von schlechter Literatur dadurch unterscheiden können, dass es beim Lesen der guten schwankt wie auf einem klapprigen Fährschiff bei unruhigem Seegang. Während wir uns auf der Fähre, unter Übelkeit leidend, nach dem sicheren Hafen sehnen, würde das Schwanken beim Lesen genau das Gegenteil bedeuten: je mehr die Literatur uns den Boden unter den Füßen wegzieht, desto standhafter müssen wir dem Impuls widerstehen, uns wieder dem Hafen des Gewohnten zuzuwenden und das Buch mit dem Ausruf «Was für ein Unsinn!» zuzuklappen.

Unterstützung erhält Deleuze von dem Romantiker Percy Bysshe Shelley. Auch er traut Literatur Großes zu, wenn er die Dichter zu den heimlichen Gesetzgebern der Welt erklärt, ohne die eine moralische Gesellschaft nicht möglich sei. Heimliche Gesetzgeber, weil statt der Dichter die Philosophen die Urheberschaft für den Fortschritt der moralischen Gesellschaft beanspruchten, obwohl es doch die Phantasie

der Dichter sei, die die Elemente erschafften, während die Philosophen diese dann nur noch zu ordnen brauchten.

Die Rollenteilung wäre so gesehen klar: Die Dichter holen tief Luft, und im Wirbelsturm ihres ausströmenden Atems gerät das gewohnte Gefüge der Wörter außer Rand und Band. Ist wieder Ruhe eingekehrt, kommen die Philosophen auf den Plan, betrachten das Tohuwabohu an neuen und alten, an versehrten und unversehrten Wörtern und stellen mit buchhalterischer Vernunft das zusammen, was für die Zukunft zu gebrauchen sei. Oder auch, romantisch gewendet: Das Leben ist ein von uns geschriebenes Gedicht. Die dichterische Phantasie schafft seine Elemente, und die philosophische Vernunft führt sie so zusammen, auf dass uns das Leben glücke.

Halten wir an dieser liebenswerten Vorstellung fest, dann müssen wir uns nicht nur darauf verlassen, dass die Vernunft der Philosophen die geeigneten Verfahren des Aussortierens und Zusammensetzens kennt, sondern auch darauf, dass die Phantasie der Dichter nicht Elemente schafft, mit denen die Philosophen beim besten Willen nichts anzufangen wissen. Ein riskantes Unterfangen! Nach Alternativen zu suchen, nach einer womöglich anderen Art der Zusammenarbeit Ausschau zu halten, kann daher Überlebensstrategie sein.

Das gemeinsame Medium von Literatur und Philosophie, die Sprache, sorgte schon immer für Rangeleien, führte mal zu Berührungsscheu, mal zu Annäherungsversuchen. Hier soll der Annäherung das Wort gesprochen werden, einer Annäherung, die nicht nur zusätzlich weitere Disziplinen wie etwa die der Sozial- und Naturwissenschaftler mit ins Boot nimmt, sondern jede und jeden von uns, der Sprache gebraucht.

Dichtung, so Shelly, streife den Schleier des Bekannten von der Welt. Und Deleuze, einen Vorschlag Becketts aufgreifend, erinnert daran, dass wir Löcher in die Sprache bohren müssten, um zu schauen, was dahintersitze. Beide Bilder treffen eine seit Jahrtausenden verbreitete Intuition, die in der Philosophie als erstes von Platon systematisch aufbereitet wurde: Es gibt, neben der uns vertrauten Wirklichkeit, noch eine wirkliche Wirklichkeit, also eine Wirklichkeit hinter dem Schleier der Erscheinungen und hinter der Alltagssprache. Platon war zuversichtlich, dass es einigen Auserwählten gelingen könnte, diese wirkliche Wirklichkeit und damit das Wahre zu erkennen. Er dachte dabei zwar nicht an die Dichter – im Gegenteil, er

hielt von ihnen gar nichts –, doch diese verstanden es im Folgenden dennoch als ihren Auftrag. Werden die Wörter nur richtig durchgeschüttelt, dann wird das Unsagbare und damit Wahre hinter der Sprache schon irgendwie erkennbar – dieser Anspruch schwang fortan in der Dichtung immer mit.

Was aber, wenn hinter dem Schleier nichts ist und auch in den Löchern nichts hockt? Wenn es keine wirkliche Wirklichkeit zu entdecken gäbe, weil es keine wirkliche Wirklichkeit gibt, und wir ganz auf uns allein gestellt wären? Dann wäre Wahrheit nichts Absolutes, mit einem von uns unabhängigen Wahrheitsträger und -kriterium, sondern etwas, was durch uns geschaffen, genauer: durch unsere Sprache geschaffen wird. Die Wahrheit eines Satzes hinge also nicht mehr davon ab, ob sie mit einem Sachverhalt, mit einer Tatsache, mit etwas in der wirklichen Wirklichkeit korrespondiert.

Wenn das so stimmt, dann hätten die Philosophen keinen absoluten Maßstab der Beurteilung, wie die geschaffenen Elemente der Dichter zu ordnen seien. Was aber dann? Wo finden wir Kriterien für Wahrheit, für eine Sprache, für eine Literatur, die zu einer Bereicherung des Lebens beiträgt, die wir als Fortschritt, als Freiheitsgewinn betrachten?

Eine Antwort gibt eine vergleichsweise junge Strömung der Philosophie. Der Pragmatismus legt die Wahrheit in die soziale Praxis. Wahr ist, was funktioniert. Oder auch: die Wahrheit passiert einer Idee, passiert den Elementen der Dichter, passiert den Ordnungsversuchen der Philosophen, passiert uns, wenn wir neue Wörter und Sätze ausprobieren. Bei dieser Haltung wird vorausgesetzt, dass die Phantasie Ursprung der Sprache ist und Sprache sowohl Bewusstsein, Denken sowie Erkenntnis erst ermöglicht. Wenn die Phantasie neue Wörter schafft, dann empfiehlt sie damit neue soziale Praktiken, die ein moralischeres, glücklicheres Leben ermöglichen können. Erfahrung, Versuch und Irrtum zeigen, ob die Empfehlungen die richtigen sind. Wahr ist, was sich bewährt, was die Gesellschaft in ihren eigenen Augen weiterbringt.

Wir haben also nicht nur das Rad, die Kanalisation, Schrift und Buchdruck sowie den Computer erfunden, sondern auch Wörter wie Big Data, Erotik, Eigentum, Freiheit, Gefahr, Lichtgeschwindigkeit, Logik, Kobold, Kunst, Moral, Profit, Positron, Quatsch, Ratlosigkeit, Schwerkraft, Schönheit, Zeit und Zukunft. All diese Wörter werden

im Zusammenleben erprobt – und solange sie sich bewähren, sich dank ihrer Verwendung die sozialen Praktiken und unser Leben in einer Richtung verändern, die wir schätzen, bleiben sie Bestandteil unserer Sprache.

Anerkennen wir diese zuversichtliche Auffassung von Wahrheit und Fortschritt, dann erhalten Dichter und Philosophen, Dichterinnen und Philosophinnen die gleichen Rollen. Sie sind Wortfinder, zusammen mit all den anderen Phantasten anderer Lebensbereiche. Mag sein, dass die Dichter mehr Erfahrung im Erfinden, die Philosophen mehr Erfahrung im Sezieren und Aussortieren haben, doch das heißt nicht, dass der Dichter besser als andere wüsste, was Phantasie sei und sich daher auf den Standpunkt stellen könnte, dass immer Sinn macht, was er ersinnt. Es heißt auch nicht, dass die Philosophen Könige der Vernunft seien, die Sinnvolles, Richtiges und Wahres mit einer höheren Präzision und Gewissheit als andere erkennen könnten. Es ist vielmehr unser aller täglicher Umgang mit unseren Phantasieprodukten und sich ihre dabei erweisende Eignung, Unterscheidungen zu entdecken, Argumente zu finden, Visionen zu entwickeln, die sie zu sinnvollen, wahren Worten machen, die fortan die Sprache bereichern.

Dort also, wo Philosophie, Literatur und alle anderen Bereiche der Sprache sich begegnen, wo sie gemeinsam delirieren, sich herausfordern und das Schwanken, die Unsicherheit, die Offenheit aushalten, dort werden sie zu einer phantastischen Praxis, die zu einem glücklichen Leben beitragen kann.

Hier schwankt's? Welch ein Glück!